



Leseprobe

Ari Rath

Ari heißt Löwe

Erinnerungen

Zusammen mit Stefanie Oswald

ISBN (Buch): 978-3-552-05585-8

ISBN (E-Book): 978-3-552-05615-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-05585-8>

sowie im Buchhandel.

Prolog

Die Kreise schließen sich

Im November 1938, acht Monate nach dem »Anschluss«, hat mich die Stadt Wien im Alter von fast vierzehn Jahren aus der Heimat meiner Kindheit vertrieben. Alles, was mir lieb und wichtig war, wurde mir nach dem 11. März 1938 genommen, weil ich Jude bin. Die Erde, in der meine viel zu früh verstorbene Mutter Laura am Zentralfriedhof begraben ist, wurde zum fremden Boden für mich. Der Zutritt zu unserem geliebten Spielplatz im Liechtensteinpark bei der Porzellangasse im 9. Bezirk, wo sich mein Leben als Kind abspielte, war sofort für Juden verboten. Die gutgehende Firma meines Vaters Josef übernahm von heute auf morgen ein Nazikommissar. Über Nacht waren wir vogelfrei.

Gerade rechtzeitig gelang es mir, gemeinsam mit meinem drei Jahre älteren Bruder Maximilian/Meshulam nach Palästina, in das Land Israel, auszuwandern. Mit erheblichen Mühen und starken seelischen Kräften habe ich mir dort ein neues Leben aufgebaut. Nicht auszudenken, wie es verlaufen wäre, hätte ich damals, am 1. November, unseren Zug von Wien nach Triest versäumt. Das hätte leicht geschehen können, denn tags zuvor war ich den Nazis nur knapp entwischt: Wir hatten in der jüdischen Schule in der Schiffamtsgasse gerade tränenreich Abschied gefeiert, und ich lief mit meinen beiden besten Freunden schnellen Schritts durch die schon dunklen Gassen nach Hause. Plötzlich umzingelte uns eine Horde von Hitlerjungen auf Fahrrädern. Sie schrien »Judenbuben, Judenbuben« und zwangen uns, auf einen Lastwagen zu klettern, dessen Fahrerkabine mit einem großen Transparent »Hermann-Göring-Alteisensammlung« bedeckt war. Die Fahrt ging in einen großen Hof im Prater, wo wir umgeladen werden sollten, um uns zur Zwangsarbeit in die Lobau, ein Gewerbegebiet auf der gegenüberliegenden Donauseite, zu transportieren. Am nächsten Morgen hätten wir dort mit der Sortierung von Alteisen beginnen sollen. Während die

SA-Männer »runter, rauf« schrien, rief ich Paul und Herbert geistesgegenwärtig zu: »Wir laufen weg!« So schnell wir konnten, rannten wir in der Finsternis durch das große offene Tor auf die Ausstellungsstraße und weiter zum Praterstern. Zu unserem Glück brüllten die Nazis damals nur hinter uns her und schossen nicht. Wir waren gerettet.

Im Februar 2011 hat das Allgemeine Krankenhaus der Stadt Wien, in der besten Tradition der öffentlichen Universitätsmedizin, mein Leben gerettet. Am Ende einer Vortragsreise quälte ich mich mit großen Schmerzen, die, wie sich bald herausstellte, von einem Blinddarmdurchbruch herrührten. Zu diesem Übel gesellte sich nach der Notoperation eine Lungenentzündung. 36 Stunden lang schwebte ich völlig ahnungslos in Lebensgefahr – ein sehr sonderbares Gefühl, auch im Nachhinein. Später erklärten mir die guten Ärzte des AKH, es sei mein starker Lebenswille, der geholfen habe, die kritischen Stunden zu überwinden.

Während der zwölf Wochen meiner Genesung im neuen Maimonides-Zentrum an der Donau blickte ich jeden Tag von meinem Zimmer im fünften Stock über die Praterbrücke auf die Lobau. Bis heute hat dieser Name einen bedrohlichen Klang für mich. Selbst in meinen wildesten Träumen hätte ich mir niemals vorstellen können, eine so lange Zeit in Wien zu verbringen.

73 Jahre lang habe ich Österreich höchstens für kurze Zeit besucht. Längst fühle ich mich auf drei Kontinenten zu Hause. Wien mit seiner klassischen, mitteleuropäischen Kultur war immer mit mir und in mir, obwohl ich nach den fürchterlichen Erlebnissen von 1938 viele Jahre die Verbindung mit der Stadt meiner Geburt und meine Muttersprache Deutsch verdrängt habe. Bis heute spreche ich mit meinem Bruder Hebräisch. Nach unserer Ankunft in Palästina haben wir uns das feierlich versprochen, obwohl unsere Sprachkenntnisse damals noch sehr rudimentär waren. Keine meiner Nichten und ihrer Nachkommen hat übrigens Deutsch gelernt.

Mit der Waldheim-Affäre von 1986 begann eine intensive Auseinandersetzung der Österreicher mit ihrer Vergangenheit, in deren Folge ich mich Wien wieder annähern konnte. Ich lernte zahlreiche Politiker,

Schriftsteller und Künstler einer neuen Generation kennen, die sich an den wöchentlichen Protesten gegen Waldheim beteiligten. Viele von ihnen sind noch heute meine Freunde.

Auch in den Vereinigten Staaten fühle ich mich zu Hause, seit mich die Kibbuz-Bewegung im November 1946 vom jüdischen Palästina nach New York schickte. Ich war 22 Jahre alt und sollte junge jüdische Amerikaner und Amerikanerinnen für ein Leben in Palästina werben. Die 21 Monate, die ich in den USA verbrachte, eröffneten mir die vielseitige, mir bis dahin völlig unbekannte englischsprachige Welt. Englisch war in Palästina die Sprache der Polizisten, Soldaten und Kolonialbeamten der britischen Mandatsregierung, die man ablehnte und sogar hasste. Während der dreiwöchigen Schiffsreise von Haifa nach New York las ich jeden Tag Artikel in alten Ausgaben der *Palestine Post* (1950 in *Jerusalem Post* umbenannt), die bis in die 1990er Jahre hinein die einzige englischsprachige Zeitung des Landes war. Da es im Leben keine Zufälle gibt, ist es wahrscheinlich wenig verwunderlich, dass ich zwölf Jahre später meine journalistische Karriere bei der *Jerusalem Post* begann. Als deren Chefredakteur war ich sicherlich der einzige einer englischsprachigen Zeitung, der nie Englisch-Unterricht hatte.

Trotz meiner Wurzeln in Europa und der Neuen Welt ist der Stamm meines Lebensbaums aber zweifellos in Israel. Dort liegt der Mittelpunkt meiner persönlichen, politischen und kulturellen Interessen und Verbindungen. Dort lebt meine Familie, und seit 1957 ist Jerusalem meine Heimatstadt. Die Jugendjahre in der Ahawah-Schule in Haifa, der Aufbau unseres Kibbuz Chamadiya, mein Reservedienst in der israelischen Armee und vor allem die langen Jahre bei der *Jerusalem Post* – all dies bindet mich unauflösbar an Israel, dessen wechselvolle Geschichte ich oft hautnah miterleben konnte: wie der Traum von einem eigenen jüdischen Staat 1948 wahr wurde und wie er in den folgenden Jahrzehnten immer wieder verteidigt werden musste. Ich erinnere mich an meine Arbeit im Dienste von David Ben-Gurion und Teddy Kollek und an intensive Begegnungen mit führenden Politikern wie Yitzhak Rabin, Moshe Dayan, Golda Meir und Shimon Peres.

Rückblickend scheinen mir die 31 Jahre bei der *Jerusalem Post* meine

wichtigsten und produktivsten. Zeitungen besaßen in der vordigitalen Zeit eine andere Bedeutung als heute. Wir informierten unsere Leser über das Geschehen in der Welt, zugleich aber lieferte die *Jerusalem Post* als einzige englischsprachige und damals auch liberal gesinnte israelische Zeitung für Außenstehende einen Blick in die Gesellschaft des jungen Staates. Zu den Sternstunden meines Journalistenlebens zählen persönliche Gespräche mit führenden internationalen Politikern wie Indira Gandhi, Olof Palme, Henry Kissinger, Konrad Adenauer und Bruno Kreisky.

Es ist meine tiefe Überzeugung, dass die Zukunft Israels von einem dauerhaften und gerechten Frieden mit den Palästinensern abhängt. Mit großer Euphorie haben wir bei der *Jerusalem Post* im November 1977 den historischen Besuch des ägyptischen Präsidenten Anwar as-Sadat in Jerusalem begrüßt. Bis zu meinem Abschied 1989 unterstützte das Blatt so weit wie möglich die verschiedenen Friedensinitiativen. Während dieser Jahre lernte ich führende ägyptische und palästinensische Politiker kennen, mit denen ich zum Teil bis heute in Kontakt stehe. Leider scheint mir aber der Frieden heute so fern wie nie: Der Niedergang der einst mächtigen Arbeiterbewegung, die bei der Staatsgründung eine Schlüsselrolle gespielt hat, erfüllt mich mit Trauer. Der zunehmende Einfluss der religiösen Siedlerbewegung auf das Militär und der Rechtsruck der israelischen Gesellschaft bereiten mir große Sorge. Die Aussichten sind düster, doch möchte ich am Abend meines Lebens die Hoffnung nicht aufgeben, den Aufbruch in eine friedliche Zukunft noch zu erleben.

Ich empfinde es als ein großes Geschenk, dass mich meine natürliche Neugier, mein gutes Gedächtnis und mein Optimismus nie verlassen haben. Dankbar blicke ich heute auf den Schatz meiner Erinnerungen zurück, und ich wundere mich selbst, wie viele von ihnen im Zusammenhang mit prägenden politischen Momenten des 20. Jahrhunderts stehen. Es ist Zeit, sie endlich aufzuschreiben.